

Arne NIELSEN

MEIN NACHBARN

Da gibt es diesen Typen in der Wohnung neben mir, dessen Telefon wochenlang immer zwischen drei und vier Uhr morgens klingelte. Bald hatte ich mich so an das Klingeln gewöhnt, daß ich bereits aufwachte, noch bevor das Telefon ging. Ich lag einfach da und wartete auf das Klingeln. Wenn der Anruf um halb vier noch nicht kam, wurde ich sogar ungeduldig. Früher oder später klingelte es aber immer, darauf konnte ich mich verlassen. Es ist schön, wenn man sich auf irgend etwas verlassen kann.

Eigentlich hat es etwas Anrühiges an sich, so um drei Uhr morgens wach im Bett zu liegen. Die Welt ist um diese Uhrzeit ganz anders als sonst. Mein Nachbar ging immer erst nach dem vierten Klingeln dran, dann hörte ich seine helle Stimme fragen: »Und, ist alles gelöscht?« Daraufhin entstand eine kurze Pause, bevor er »Löschen« sagte und auflegte. Jede Nacht das gleiche Spiel. Durch die dünnen Wände, die uns trennen, hörte ich, wie mein Nachbar die Anweisung zum Löschen gab. Als ich merkte, daß das Gespräch immer auf dieselbe Art und Weise ablief, sagte ich mir, was soll's, laß sie ruhig alles löschen.

Dann griff ich selbst eines Nachts zum Telefon und wählte die Nummer meines Nachbarn. Auch dieses Mal nahm er erst beim vierten Klingeln ab.

»Sie sind heute früh dran«, sagte er und klang dabei sehr wach.

Mir fiel ein, daß ich seit seinem Einzug kein einziges Wort mit ihm gewechselt hatte. Ich sagte »Löschen«, etwas anderes fiel mir nicht ein. Es wurde still am anderen Ende des Telefons, und ich wiederholte das Wort »Löschen«. Als Antwort brüllte er »Stereo«, dann wurde der Hörer aufgelegt.

Acht Minuten vergingen, bis es an meiner Tür klopfte. Diese acht Minuten war ich glücklich. Acht Minuten lang nahm ich die Dinge um mich herum so wahr, als wäre ich zum ersten Mal in meiner Wohnung. Ich fing an, die Größe des Raumes zu bemessen, in dem ich mich Tag und Nacht aufhielt. Ich schätzte den Abstand von meinem Bett bis zur Küche, und von dort bis zum Badezimmer. Auch über die Deckenhöhe machte ich mir Gedanken, wobei es mir so vorkam, als wären die dunklen Flecken an der Decke, die am vorherigen Abend entstanden waren, spurlos verschwunden. Ich sah, wie die Fensterbank leer in den Raum ragte und die Badezimmertür unentschlossen offenstand. Nie hatte ich die Dinge in meiner Umgebung deutlicher wahrgenommen. Meine Hände rochen nach Bratfett und Seife, und ich spürte das Loch in meiner Matratze. Neben dem Bett konnte ich in der Dunkelheit meine Stiefel erkennen, über der Heizung lag ein T-Shirt. Behutsam legte ich mir die Hände auf die Wangen.

In diesem Augenblick klopfte es an der Tür, dreimal, rhythmisch, so als ginge es darum, einen bestimmten Code einzuhalten. Durch den Spion sah ich einen Mann in einem weißen Mantel und mit einem langen spitzen Hut auf dem Kopf. Vorsichtshalber sprach ich meinen nächtlichen Gast zunächst durch den Briefschlitz an.

»Was wollen Sie?« Ich fragte direkt, aber höflich.

»Ein bißchen Gesellschaft«, antwortete der Mann, wobei er mit den Armen herumruderte wie ein Pinguin. Es war eine entwaffnende Geste, und ich öffnete die Tür. Der Mann trat ein, durchquerte zielstrebig die Wohnung und ließ sich auf meinem Bett nieder.

Es war mein Nachbar. Er hatte ein kleines, faltenloses Gesicht, und seine Augen strahlten, als ich mich zu ihm setzte. Nach einer Weile sagte er ganz leise, beinahe entschuldigend: »Ich mag die anderen nicht, ich mag sie einfach nicht.«

Eine Zeitlang antwortete ich nichts. Dann sagte ich ihm, daß mich seine politischen Ansichten nichts angingen, ich aber gerne gewußt hätte, ob schon alles gelöscht sei. Er jedoch ignorierte meine Frage und fing an, seine Geschichte zu erzählen.

Bis vor kurzem hatte mein Nachbar mit seiner Frau und den beiden Kindern in einem Haus am Stadtrand gewohnt. Es war eine sogenannte Doppelhaushälfte mit zwei Stockwerken, voll unterkellert. Eines Tages hatte er gemerkt, daß sie nicht als Familie glücklich waren. Jeder holte sein Glück woanders, ihr ganzes Familienleben hatte etwas Zufälliges, Künstliches.

Als er dies verstand, begann er an der Liebe seiner Frau und der Kindern zu zweifeln. Auch wußte er nicht mehr, ob er selbst seine Familie liebte, immer häufiger kamen sie ihm wie Fremde vor. Er beobachtete sie beim gemeinsamen Abendbrot und stellte fest, daß alles, was sie sagten, genauso von irgendwelchem anderen Menschen hätte kommen können. Ihr ganzes belangloses Gerede löste sich auf und ließ sie verschwinden

An einem Wintermorgen, kurz nachdem seine Zweifel begonnen hatten, warf sich sein Sohn vor einen Zug. Es war ein wunderschöner Morgen, und er befand sich gerade auf dem Weg zur Arbeit, als er im Radio von dem Tod seines Sohnes erfuhr. Sie nannten zwar keinen Namen, doch er wußte sofort, wer der Selbstmörder war. Trotzdem fuhr er zur Arbeit, denn es war Freitag und in der Kantine gab es Fisch. Außerdem war viel zu tun so kurz vor Weihnachten.

In den nächsten Wochen wurde er in der Firma oft auf seinen Sohn angesprochen. Er sagte, daß er die Feiertage zum Trauern nutzen wolle und daß er vorhabe, sich nach Silvester wieder voll reinzuhängen. Die Trauer über seinen Sohn hielt sich auch bei seiner Frau und seiner Tochter in Grenzen. Es war deutlich zu merken, daß keiner von ihnen den Sohn besonders gemocht hatte. Ins neue Jahr gingen sie mehr oder weniger unbeschwert. Im Februar stellte man bei seiner Frau Brustkrebs fest, und sie mußten leider den geplanten Winterurlaub in St. Pölten absagen.

In den darauffolgenden Monaten wurde es für ihn immer schwieriger, seine Frau zu begehren, ihre Krankheit machte sie irgendwie unberührbar. Auch genoß sie ihren durch die Krankheit gewonnenen Status, und wäre nicht ihre Tochter Ende März spurlos verschwunden, seine Frau hätte ihm sicherlich ernsthafte Probleme bereitet.

So gingen sie allein in den Frühling. Er und seine Frau, die jetzt nur noch eine Brust hatte, waren wieder zu zweit. Es war, als blühte ihre alte Liebe wieder auf. Ohne die Kinder hatten sie plötzlich mehr Zeit für sich. Sie tranken wieder Wein zum Essen, gingen zum ersten Mal seit Jahren ins Kino, planten eine Reise nach Klagenfurt und bestellten sogar einen Wintergarten. Einmal schlug er seiner Frau vor, sie sollten sich einen Hund kaufen, aber seine Frau wollte keinen Hund. Oft saßen sie am Abend händchenhaltend mit einem Glas Sherry auf der Terrasse und genossen die Stille. 'Das Schicksal meint es gut mit uns', sagte er zu seiner Frau, die jetzt eine neue Frisur trug und deren übriggebliebene Brust er so gerne liebte. Kurz vor der geplanten Reise nach Klagenfurt war seine Frau dann gestorben, und er selbst meinte, an Hodenkrebs erkrankt zu sein.

Als er geendet hatte, trat eine bleierne Stille ein. Dann fragte er mich, ob ich nicht seinen Hoden untersuchen könne. Es müsse deutlich zu spüren sein, irgend etwas Hartes, Spitzes müsse da drin sein, er könne es manchmal selbst spüren. Zu meinem eigenen Erstaunen antwortete ich, daß ich gerne bereit wäre, dies zu tun.

Und so kam es, daß ich mich auf den Boden kniete und die Hoden meines Nachbarn in die Hand nahm. Sie waren schwer, der eine hing mehr herunter als der andere. Sein Schwanz war voller Adern, blieb aber schlaff hängen, als ich zu tasten begann. Den kleinen spitzen Gegenstand in seinem linken Hoden spürte ich sofort.

»Da ist was drin, oder? « fragte mein Nachbar.

»Ja, da ist wohl was drin«, antwortete ich.

»Das ist mein Elend «, sagte er daraufhin und knöpfte seine Hosen wieder zu. Er strahlte übers ganze Gesicht und ich wußte, daß unser gemeinsamer Abend nun zu Ende war. Er hatte bekommen, was er wollte.

Wir danken dem Liebeskind Verlag München für die freundliche Abdruckgenehmigung des Textes von A.Nielsen